

Editorial

Ab der fünften Ausgabe der »Wort_Zone« können die Leserinnen und Leser die Genese einer Literaturzeitschrift miterleben, ein *work in progress*: vom Eintreffen der ersten Beiträge bis zur endgültigen Form des Magazins. Wenn die Zeitschrift komplett ist, kann sie auch in Printform erworben werden. Bis es jedoch so weit ist, wird in regelmäßigen Abständen immer die neueste Fassung der »Wort_Zone« ins Netz gestellt.



Klaus Isele

Inhalt

PROSA

Katja Fusek · Anonym 5

Peter Mathys · Franciscos verlorene Erinnerungen 11

ESSAY

Dominik Riedo · Der Karl Kraus der Schweiz 19

25 Fragen (Folge 4): beantwortet von

Lieblingssätze aus empfehlenswerten Büchern ..

Rezensionen ..

Über die Autoren ..



Katja Fusek

Anonym

Der Fensterputzer mit dem unaussprechlichen Namen Ballakrishnapillai sieht durch die Scheibe im dritten Stock des gläsernen Wohnblocks einen Mann, und er zweifelt keinen Moment daran, dass der Mann tot ist. Wie sein Oberkörper auf dem Schreibtisch liegt ... Und das Dunkle neben seinem Kopf ... Im Schein der Lampe schimmert die Glatze des Toten. Der Fensterputzer lässt die Scheibe halb eingeschäumt und schwebt auf der Plattform der Hebebühne auf die Erde hinunter. In der Tiefe unter ihm werfen die Strassenlampen orange Kreise auf den Asphaltbelag. Es fängt an zu regnen. Die ersten Tropfen sehen wie Kratzer aus auf den grossflächigen Scheiben. Daran hat sich der Fensterputzer gewöhnt. In der Schweiz regnet es. Ein Nachteil für die Fenster. Dafür gibt es weniger Staub. Ein Vorteil für die Fenster. Alles hält sich im Gleichgewicht in der Schweiz. So empfindet es der Fensterputzer, der nicht in der Schweiz geboren ist. Die Scheiben des Hauses sind grossflächig wie die Wände eines Aquariums. Keine geborsten wegen Explosionen oder Einschüssen. Das fasziniert ihn, dass manche Fenster in der Schweiz älter sind als seine Urgrosseltern. Der Fensterputzer hat schon Tote gesehen. Aber noch nicht in der Schweiz. Er würde von dem Mann im dritten Stock der Polizei berichten und spät nach Hause kommen. Das

ist gut. In einem Jahr oder zwei würden seine Frau und seine Kinder nachkommen. Dann wird er sich nach Hause freuen. Dann käme ihn jemand begrüßen, der ohne Stolpern seinen Namen – Ballakrishnapillai – aussprechen könnte, ganz leicht und selbstverständlich, dass es fast zärtlich klänge.

Der Fensterputzer schwebt nach unten. Jetzt kommt die Wohnung der Pfrsichfrau. Ihr Körper sieht weich aus, ihr Gesicht ist rund und ihr Lächeln hell. Das konnte er sehen, als er ihr vorher beim Hinaufschweben zuwinkte – obwohl das eigentlich nicht seine Art ist. Ein lauter Fetzen Musik dröhnte heraus. Jetzt sitzt die Pfrsichfrau reglos am Computer, das Kinn auf die gefalteten Hände gestützt, den Blick ins Leere gerichtet, eine grosse Tasse neben sich.

Einen Stock unter ihr bearbeitet ein alter Mann am Tisch ein Stück Holz mit einem Messer, und die hagere Frau neben ihm packt Lebensmittel aus drei prallgefüllten Taschen aus. Das Fenster im Erdgeschoss ist dunkel. Den letzten Meter springt der Fensterputzer von der Hebebühne auf den Boden.

Als er später mit den Polizeibeamten die Treppe hochsteigt, steht im ersten Stock die Wohnungstür offen, im Rahmen die hagere Frau, die Lippen leuchtend rot angemalt. Beinahe zupft sie die Polizisten am Ärmel und verschluckt sich an ihren Worten. Sie läuft hinter den Beamten und dem Fensterputzer die Treppe hinauf.

Hat sie es doch immer gesagt, bei der Russin da oben ist etwas faul. Die Schreie heute Nacht, der wuchtige Aufprall auf dem Boden, das Scherbenklirren, das war nicht auszuhalten, sie wollte ja sofort die Polizei rufen, aber Paul war wie immer dagegen. Der will sich halt in nichts einmischen. Und jetzt ist es zu spät. Jetzt ist die Russin sicher tot und ihre Tochter auch. Dieses blasse Ding. Entweder hören die beiden so laut Musik, dass man unten kein Wort versteht oder lassen sich totprügeln.

Ans Schlafen war gestern nicht zu denken. Paul hörte nichts, kein Wunder bei seinem Schnarchen. Dann kamen die Schreie. Solches Schreien hatte die Frau noch nie gehört – es schmerzte bis in die Knochen. Als würde ein Mensch oder ein Tier gequält in der Wohnung der Nachbarin. Endlich hatte sie Paul wachgerüttelt. Da oben bei den Russinnen stimmte doch etwas nicht! Aber natürlich wollte er nur weiterschlafen und sich ihren wöchentlichen Ausflugsstern nicht verderben lassen. Zum Teufel damit! Beim

nächsten Schrei würde sie die Polizei rufen. Würde lieber jetzt schon den neuen Morgenrock über das verwaschene Nachthemd anziehen. Sie würde die Polizisten zur Wohnung im zweiten Stock führen und dürfte zusehen, wie sie die Tür aufbrechen, die Russin und ihre Tochter finden ... Und Paul schnarchte und schwitzte. Sein fleischiger Nacken glänzte feucht. Er hatte nur den Ausflug im Kopf: Am Morgen ausgiebig frühstücken, dann mit dem Auto über die Grenze in ein grosses Einkaufszentrum fahren, dort die Ware anschauen, die Preise vergleichen, Nahrungsmittel im Wagen aufeinanderschichten, dann das Auto beladen, mit dem Lift ins Warenhausrestaurant hochfahren, sich dort mit Freunden treffen – immer denselben – und mit ihnen zu Mittag essen. Am Nachmittag sich wieder über die Grenze durch den beginnenden Feierabendverkehr ans andere Ende der Stadt quälen und zu Hause den Einkauf auspacken. Und beim Sonntagsessen den spöttischen Blick der Schwiegertochter und ihre mitleidige Frage ertragen, ob sie denn nie einen richtigen Ausflug unternähmen. Na und? Hat die blasierte Gans je ihre Schwiegereltern zu einem Ausflug eingeladen? Aber vom Kalbsbraten, der im Nachbarland nur die Hälfte kostet, nimmt sie gleich zweimal.

Sie würde die Polizei rufen, gleich jetzt. Nur kämmen musste sie sich noch. Und Lippenstift auftragen. Dann kam dieser hohe Laut aus der oberen Wohnung. Ein Klagen, ein Wimmern, als drehe sich der Wind im Kamin: ein Frauenweinen. Banal und alltäglich. Wegen dem bisschen Heulen wird sich die Polizei nicht bemühen. Und die Frau würde beim Sonntagsessen wieder nichts zu erzählen haben. Sollen die Weiber doch endlich still sein da oben! Morgen ist schliesslich ihr und Pauls Ausflugstag.

Doch jetzt nach dem Einkauf Blaulicht und Sirenengeheul. Die Polizeibeamten gehen an der Tür der Russinnen vorbei, steigen einen Stock höher, läuten vergeblich an der Wohnungstür und brechen sie dann auf. Sie ist von innen verschlossen. Und der Mann am Schreibtisch tot.

Natalia hatte den Schuss über ihrem Kopf deutlich gehört, hatte ihn aber für ein fröhliches Korkenknallen gehalten. Damenbesuch bei Manfred. Champagner oder nur Prosecco – je nachdem, wie viel Manfred bereit war, in die neue Bekanntschaft zu investieren. Der Knall tönte lustig, weil Natalia ihn mit einer lebensprallen Stunde verband. Wie hätte sie ahnen können, dass er den Tod brachte?

Manfreds Schlafzimmer liegt über Natalias Arbeitszimmer, und Manfreds Bett steht über Natalias Schreibtisch. Wenn er Frauenbesuch hatte und das Fenster offen liess, hörte Natalia ihren Nachbarn so seltsame Grunzlaute von sich geben, dass sie die Musik noch lauter aufdrehte. Sie fürchtete sonst, dass ihr Kichern bis in Manfreds Schlafzimmer dringen würde.

Manfred war nicht mehr jung und noch nicht alt. Begegneten sie sich im Lift, wünschte er Natalia einen schönen Tag, fragte, wie es denn gehe, gut, danke, ja. Im ersten Stock seufzte Natalia über das Wetter, und wenn die Zeit dazu reichte, erkundigte sie sich im zweiten Stock nach Manfreds Ergehen. Ja, ja, es gehe, so halt wie immer, und schon hatte sich die Lifttür hinter Natalia geschlossen. Sie redeten, wie Menschen im Lift reden. Oberflächlich und verschämt, weil sie die Intimität einer engen Liftkabine nur schlecht ertragen. Man blieb freundlich und beklagte sich weder über den Lärm aus der Wohnung des anderen noch über das eigene Leben.

Hätte Natalia fragen können: Sind Sie so verzweifelt wegen der Kinder?

Vor ein paar Wochen hatte Natalia Probleme mit ihrem Computer gehabt und hatte bei Manfred geklingelt. Er kam sofort zu ihr herunter, setzte sich auf den Boden vor ihren Desktop, wühlte in den Kabeln und fluchte die Festplatte an, als wäre sie ein Lebewesen. Natalia bereitete einen Tee, und beide beschäftigten sich mit ihrer Arbeit. Ab und zu fielen Sätze wie:

Wunderbar einmalig die Farbe Ihres Assam.

Sie trinken auch gern Tee?

Wenn ich Zeit habe.

Seit einem Jahr bin ich Gastdozentin hier an der Uni.

Meine Ex-Frau ist mit den Kindern in Buenos Aires. Nicht für die Ferien – für immer. Sie sind für immer in Argentinien.

Meine Familie lebt in Russland.

Jetzt sehe ich die Kinder nur noch einmal im Jahr.

Meine Tochter ist sehr schwierig geworden.

So, das müsste hinhalten. Komm, mein Dicker, zeig, was du kannst.

Jetzt funktioniert mein PC wirklich wieder?

Wie ein gut dressiertes Hündchen.

Hätte Natalia Manfred nach seinen Kindern fragen sollen? Ob er sie sehr vermisse? Ob er todunglücklich sei? Will jemand je von Natalia wissen, wie sie sich fühlt? Und wenn Gefahr droht, dass

sie sich selbst die Frage stellen könnte, dreht sie die Musik einfach lauter. Für ihren Musikgeschmack schämt sie sich vor ihrer Tochter, die über alles die Nase rümpft. Irina hat der Wegzug aus Russland in die Schweiz unglücklich gemacht. Darüber darf Natalia nicht zu lange nachdenken, sonst tut ihr das Magengeschwür weh. Die Enge der winzigen Moskauer Wohnung hatte Mutter und Tochter zusammengedrängt und Nestwärme simuliert. Und gleichzeitig hatten all die Familienmenschen und Freunde, die ein und ausgingen, eine wohltuende Pufferzone zwischen Natalia und Irina gebildet. In Moskau hatten sie geglaubt, gut miteinander auszukommen. Jetzt stehen sie sich in der zu grossen und zu leeren Wohnung ratlos und ablehnend gegenüber. Der Mutter gefällt es im neuen Land – die Tochter zieht es zurück.

Als Natalia am Donnerstagabend um elf den Schuss hörte, den sie für ein Korkenknallen hielt, wartete sie auf Irina, die schon längst von einer Schüleraufführung hätte zurück sein sollen. Auf Irinas Handy war nur die Combox zu hören und auf SMS antwortete sie nicht. Nach Mitternacht kippte die Sorge in Panik. Natalia hielt es nicht mehr aus, rannte den Weg bis zu Irinas Schule und wieder zurück und hoffte, die Tochter sei inzwischen zurückgekehrt. Aber die Wohnung blieb leer. Natalia entschied, sich Tee zu kochen. Wenn Irina bis dann nicht käme, würde sie bei der Polizei anrufen. Der Wasserkocher rutschte ihr aus den zitternden Fingern und krachte auf den Boden. Natalia stand reglos in der Wasserlache, dann nahm sie einen Teller aus dem Abtropfgestell und schmetterte ihn gegen den Boden, und einen zweiten und einen dritten. Sie fing an zu schreien. Hat sie gehofft, dass jemand sie hörte? Manfred? Dass er käme trotz seines Damenbesuchs, sie zusammen einen Assam trinken würden? Wie hätte sie ahnen können, dass ihre Schreie Manfred nicht mehr erreichen? In dem Moment ging die Wohnungstür auf und Irina kam herein. Sie ging ohne ein Wort an ihrer Mutter vorbei und schloss sich in ihrem Zimmer ein. Natalia hämmerte eine Weile gegen die Tür, und als keine Antwort kam, setzte sie sich auf ihr Bett und fing zu weinen an. Und konnte nicht aufhören zu weinen.

Als die Polizei gegangen ist, bleiben Natalia, die hagere Frau und ihr Mann im Treppenhaus stehen.

Natalia sagt: Ich habe nicht gewusst, dass Manfred seine Kinder so sehr vermisste.

Die Frau sagt: Ich habe gar nicht gewusst, dass der Nachbar Kinder hatte.

Der Mann fragt: Er hiess Manfred? War er Deutscher?

Bevor Natalia den Nachbarn einen Tee anbieten kann, sind sie in der Wohnung unter ihr verschwunden.

Die Frau nimmt den Kalbsbraten aus dem Kühlschrank und fängt an, ihn mit einer Marinade zu bestreichen. Sie würde der Schwiegertochter vom Selbstmord im Haus erzählen, in ihre ungläubig geöffneten Augen hinein. Der Mann setzt sich an den Tisch, nimmt das Stück Lindenholz in die Hand und schnitzt am Segelschiff für seine Enkeltochter.

Der Fensterputzer steht noch vor dem Haus. Er hat Zeit, es drängt ihn nicht in sein kleines möbliertes Zimmer. Er überquert die Strasse und schaut zum erleuchteten Fenster im zweiten Stock, das gross ist wie eine Aquariumswand. Dahinter deckt ein dünnes Mädchen den Tisch, die Pfirsichfrau bringt einen Topf. Die beiden setzen sich. Die Pfirsichfrau berührt kurz die Schulter des Mädchens. Hinter dem Regenvorhang wirken ihre Silhouetten wunderschön, findet der Fensterputzer.



Peter Mathys

Francescos verlorene Erinnerungen

1

Auf dem Nachtflug nach Madrid hatte ihn wieder dieser schreckliche Traum heimgesucht. Die drei Geschwister waren allein in ihrem Haus in Buenos Aires, die ältere Schwester Jacinta, die kleine Schwester Dora und Francesco, der Mittlere. Am Vortag hatten die Militärs ihre Eltern abgeholt; sie durften sich nicht einmal verabschieden. Nur Jacinta hatte verstanden, was geschah. Wahrscheinlich sehen wir sie nicht wieder, hatte sie leise gesagt. Dora und Francesco hatten nicht begriffen, was sie damit meinte. Am nächsten Tag waren sie beide im ersten Stock in Francescos Zimmer. Dora hatte Angst, und Francesco versuchte sie zu trösten. Sie kommen sicher bald zurück, erklärte er zu ihrer und seiner Beruhigung. Aber da drangen wieder die Soldaten ins Haus ein. Unten schrie plötzlich Jacinta laut und durchdringend; sie hatten keine Ahnung was geschah, da standen auch schon zwei Soldaten bei ihnen im Zimmer. Sie schauten die Beiden kurz an, einer grinste, und der andere rief: Kommt mit.

Das Auto war dunkelblau. Sie drängten die Kinder hinein, Jacinta hatte eine blutige Schramme im Gesicht. Zusammen mit einem der Soldaten mussten sie sich auf den Hintersitz quetschen,

die anderen beiden saßen vorne; das Auto fuhr mit einem Ruck an und raste davon. Francesco schaute Jacinta an, aber sie schüttelte bloß den Kopf und sagte nichts. Dann das rosarote Haus. Die Casa Rosada. Sie führten die Schwestern in einen langen Gang und schubsten sie, wenn sie nicht schnell genug gingen. Dora wimmerte leise, Jacinta legte ihr den Arm um die Schultern. Zwei Soldaten stießen Francesco in einen anderen Gang, dann eine Treppe hinunter, und gerade, als sie den Fuß der Treppe erreichten, wachte er auf, und der klebrige Traum verschwamm, langsam und zögernd.

*

Francesco Albani schwitzte. Mit einem Taschentuch trocknete er sich die Stirne ab. Im Flugzeug war nur eine bläuliche Nachtbeleuchtung eingeschaltet; die Klimaanlage summte, sonst war alles still. Keine Ungewissheit mehr. Er war unterwegs in ein fremdes Land mit dem Ziel, einen gewissen Pater Felix zu finden. Ein Bekannter hatte erklärt, dieser Priester habe vielen Menschen zu Informationen über ihre Angehörigen verholfen, die im schmutzigen Krieg verschwunden waren. Jetzt sei er nach Madrid geflüchtet. Etliche Offiziere des damaligen Militärregimes seien über seine Aufklärungsarbeit sehr beunruhigt gewesen. Francesco hoffte, mit seiner Hilfe etwas über das Schicksal seiner Eltern und seiner Schwestern zu erfahren. Aber ob dieser Priester sich überhaupt noch in Madrid aufhielt, wusste er nicht. Und selbst wenn – ihn zu finden war die nächste Ungewissheit.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen ans Halbdunkel. Über den Gang hinweg sah er in der mittleren Reihe die Umrisse der blonden Frau, mit der er sich während des Essens unterhalten hatte. Wie er hatte sie sich Weißwein und Lachsbrötchen servieren lassen. Er nickte ihr zu und hob sein Glas. Sie nickte zurück, dann nippten sie beide an ihren Gläsern. Adriana Irrazabal. Manchmal lachte sie, eher schüchtern als unbeschwert, dann strahlten ihre Augen Wärme aus. Wenn sie sprach, verriet ihre Stimme Zustimmung und Zurückhaltung zugleich. Sie eröffnete ihm, dass sie Klavierlehrerin sei und in Madrid die Meisterklasse unterrichtete. In Buenos Aires lud man sie regelmäßig zu Konzerten ein; so pendelte sie mehrmals jährlich zwischen den beiden Kontinenten hin und her. Jetzt sei sie auf dem Heimweg von einem Konzert im

Teatro Colon. Später dann, nach dem Essen, hatte sie ihre Sitzlehne weit nach hinten gekippt und die Augenbinde übergestreift. Francesco sah, wie sich ihre Brust unter einer leichten Decke zu ihren Atemzügen hob und senkte.

Beim Frühstück, eine Stunde vor der Landung, kam ihr Gespräch wie von selber wieder in Gang. Im Tageslicht sah Francesco Adrianas römisches Profil, die hohe Stirn und den geraden Nasenrücken und die leicht vorstehenden Backenknochen. Sie war nicht mehr sehr jung, vielleicht Anfang dreißig, aber ihre Haut war noch geschmeidig, und ihre Augen strahlten unternehmungslustig. Beim Abendessen hatte sie zum Trinken die Unterlippe leicht nach vorne gestülpt, wie um das Glas zu stützen, den Kopf angehoben, die Augen halb geschlossen und geschluckt; danach hatte sie das Glas sekundenlang unbeweglich gehalten, einige Zentimeter vor dem Mund, dann war sie sich mit der Zunge über die Lippen gefahren, hatte unmerklich genickt und das Glas zurück gestellt.

Francesco trank starken schwarzen Kaffee, seine neue Bekannte warme Schokolade. Sie fragte:

»Du wohnst in Buenos Aires? Was führt dich nach Madrid?«

Er zögerte, sich einer Zufallsbekanntschaft anzuvertrauen. »Etwas Neues.« Dann überwand er sich. »Ich suche jemanden.«

»Oh!« Sie zog die Augenbrauen hoch, schwieg aber.

»Ich habe ein Problem«, fuhr er fort. »Vielleicht kannst du mir dabei helfen.«

Sie nickte, und Francesco fragte: »Kennst du einen Pater Felix? Er soll sich aus Argentinien nach Madrid abgesetzt haben. Man sagt, er habe vielen bei der Suche nach verschwundenen Familienangehörigen helfen können.«

Adriana zögerte, dann schüttelte sie energisch den Kopf. »Nein, so eine Person kenne ich nicht.«

»Schade.«

»Wen vermisst du?«

»Meine Eltern und meine Schwestern.«

»Oh, das tut mir Leid.« Sie verstummte, und es schien Francesco, als wolle sie sich nicht weiter auf das Thema einlassen. Halbherzig setzte er hinzu:

»Hätte ja sein können, dass du etwas weißt.«

»Ja, klar.«

»Dann muss ich anderswo weiter fragen«, sagte er, nur um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen.

Francesco fing den Blick auf, mit dem sie ihn musterte. In ihr Gesicht war etwas von der Wärme zurückgekehrt, mit der ihre Unterhaltung begonnen hatte. »Pass auf«, erklärte sie, »es gibt eine Kneipe, die alle Argentinier in Madrid kennen. So eine Art neutraler Treffpunkt. Alle kennen alle, oder tun wenigstens so. Mein Mann und ich gehen da auch manchmal hin, heute allerdings nur noch selten.« Als müsste sie sich rechtfertigen, sagte sie: »Wir sind vor Jahren auch von B.A. hierhergekommen.« Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: »Vielleicht weiß man dort etwas über deinen Pater Felix.«

»Ich habe noch eine andere Adresse. Aber sag doch, wo ist diese Kneipe?«

»Nahe beim Senat. Sie heißt Las Pampas.« Adriana beschrieb die Lage, dann fügte sie hinzu: »Aber Diskretion ist wichtig. Du kommst als Fremder, da sind alle sofort neugierig. Was bist du von Beruf?«

»Rechtsanwalt und Hobbymaler. Zur Zeit ohne feste Beschäftigung.«

»Wegen deinen Nachforschungen?«

»Ja.«

Sie nickte. »Als Rechtsanwalt weißt du, auf was du achten musst. Lass dich nicht ausfragen. Mein Mann ist übrigens auch Rechtsanwalt, Professor für Rechtsgeschichte und Völkerrecht.«

»Aha.« Es schien Francesco, als schwingte in ihren Worten eine unbestimmte Warnung mit. Sein rechtes Augenlid zuckte unkontrollierbar. Das tat es immer, wenn er angespannt oder aufgeregter war. Gerne hätte er mehr über Adrianas Mann erfahren, aber er unterdrückte seine Fragen.

Sie wechselte das Thema. »Was malst du?«

»Modern, manchmal naturalistisch. Was mir gerade so durch den Kopf geht.«

»Also auch ein Künstler. Wie schön!«

»Ja, und es ist mir wichtiger als die Juristerei.«

»Bravo!«

Jetzt glitt ihr Gespräch ab in unverfänglichere Gefilde. Francesco beschrieb das kleine Atelier in der Altstadt von Buenos Aires, das ihm Zuflucht und Arbeitsort zugleich war und das jetzt für unbestimmte Zeit verwaist war. Adriana fand Freude und Entspannung in der Arbeit mit der Meisterklasse der Madrider Musikschule. Kurz vor der Landung gab sie Francesco ihre Adresse

und Telefonnummer, er ihr nur seine Handynummer, weil er in Madrid noch über keine feste Adresse verfügte. Dieser Austausch geschah leichthin, ohne bestimmte Absicht, einfach weil sie zusammen geplaudert und gelacht hatten. Oder nur im Hinblick auf die ganz entfernte Möglichkeit, dass man sich vielleicht eines Tages doch an den sympathischen Kontakt erinnern würde. Beim Aussteigen drehte sich Adriana nochmals um und lächelte. »Pass auf dich auf. Ich hoffe, dass du mit diesem Pater Felix Fortschritte erzielst.«

*

Nach der Landung trennten sie sich. Es war erst halb acht. Adriana hatte nur Handgepäck und verschwand sofort Richtung Ausgang; Francesco wartete beim Gepäckband auf seinen Rollkoffer. Draußen ließ er sich von einem Angestellten in einer gelben Weste ein Taxi zuweisen. Der Fahrer lud sein Gepäck in den Kofferraum. Unter seiner Mütze quoll schlohweißes Haar hervor; in seinem Gesicht hatten sich die Sorgen eines langen Lebens eingegraben. Er sah aus wie fünfundsechzig, aber wahrscheinlich war er kaum sechzig. Er fuhr an und fragte:

»Wohin?«

Francesco antwortete nicht gleich. Noch in Buenos Aires hatte er übers Internet ein Zimmer im Sofitel nahe der Plaza de España reserviert. Aber die zurückhaltend ausgesprochenen Warnungen Adrianas ließen ihn zögern. Er sagte:

»Ich weiß es noch nicht.«

»Ola! Was machen wir denn?« Der Fahrer verlangsamte und blickte misstrauisch nach hinten. »Haben Sie überhaupt Geld?«

Francesco zog einen Zehneuroschein aus der Brieftasche und reichte ihn nach vorne. »Das ist nicht das Problem«, sagte er. »Ich brauche ein einfaches, billiges Hotel. Aber ich kenne mich nicht aus.«

»Aha.« Schon die erste Ampel stand auf rot. »Sehr einfach?«, wollte der Alte wissen. »Ohne Formalitäten?«

»Ja.«

»Gut.« Die Ampel wechselte auf grün. »Fahren wir. Ich weiß die richtige Adresse für Sie.«

Der Verkehr war dicht. Sie brauchten fast eine halbe Stunde bis ins Zentrum. Das Taxi bog in eine breite Straße mit eleganten Läden auf beiden Seiten ein. »Die Gran' Via«, erklärte der Alte.

»Wir sind bald da.« Er schnaufte vernehmlich und brummelte leise vor sich hin. Er roch nach Schweiß. Francesco zog sich in die rechte hintere Ecke zurück, möglichst weit vom Fahrer entfernt.

Er schloss die Augen. Seine Gedanken zogen ihn unversehens hinab in die Vergangenheit. Wieder die Entführung aus dem Elternhaus mit dem dunkelblauen Auto, zusammen mit seinen Schwestern. Wieder die Casa Rosada, die langen Gänge, dann das lange Nichts. Irgendein mächtiger überirdischer Spieler hatte ihm ganze Kapitel seiner Erinnerungen geraubt – um ihn zu schonen oder zu plagen, blieb eine offene Frage. Er verscheuchte die Bilder aus seiner frühen Jugend und musterte stattdessen die Auslagen in den Schaufenstern und den Morgenverkehr der Großstadt.

Sie verließen die Gran' Via und fuhren in eine schmale Seitenstraße mit Kopfsteinbelag ein. Calle Victor Hugo stand auf dem Schild an der grauen Fassade des ersten Hauses. Nach zweihundert Metern bogen sie links ab in die Calle de las Infantas, ein schmales Sträßchen, das neben den parkierten Autos kaum Platz zum Gehen frei ließ. Hier folgte eine Kneipe der anderen, dazwischen kleine Läden, und über der Straßenmitte baumelten wie eine magere Girlande schmutzige Laternen.

»Da sind wir«, brummte der Fahrer und hielt an. »Hier rechts, das Hotel Esplanade. Der Empfang ist im zweiten Stock.«

*

Als er an der Fassade hochblickte, entdeckte Francesco tatsächlich eine flimmernde Anschrift. »Hotel ..planade« leuchteten die Neonschnörkel; die beiden ersten Buchstaben hingen tot dazwischen. Eine breite Holztüre mit einem Türgriff aus Messing führte ins Innere. Links davon waren in einem unbeleuchteten Schaufenster Miederwaren ausgestellt, eine blasse Plastikdame trug ein neckisches schwarzes Dessous. Als Francesco eintrat, ging ein grelles Deckenlicht an. Es gab keinen Lift. Die Wand im Treppenhaus war im unteren Teil grün, im oberen beige gestrichen; ein brauner Farbstreifen trennte die beiden Hälften. Es roch alt und verwohnt. Er trug seinen Koffer in den zweiten Stock. Eine Türe war mit Vestíbulo angeschrieben. Er öffnete sie und fand sich vor einer hölzernen Theke, die mit einer schwarzen Kunststoffplatte bedeckt war. Am linken Ende der Platte stand eine Glocke und rechts ein Ständer mit vergilbten Prospekten.

Hinter der Theke saß ein Mann, vielleicht Mitte vierzig, mit einem Zweitagebart und kahlgeschorenem Schädel. Im linken Ohrläppchen baumelte ein silberner Ohrring. Er trug eine speckige Lederweste und darunter ein schmutziges T-Shirt. Er sagte *buenas* und musterte den Besucher kritisch.

»Guten Morgen«, sagte Francesco. »Ich brauche ein Zimmer.«

»Wie lange?«

»Bis auf weiteres.«

»Zwanzig Euro die Nacht, kein Frühstück, drei Nächte Vorauszahlung.«

»Okay.« Francesco blätterte drei Scheine auf die Theke. »Bitte sehr.«

Der Kahlkopf steckte das Geld weg und stand auf. »Ich bin José«, sagte er, eine Spur freundlicher. »Läuten Sie, wenn ich nicht hier bin und Sie etwas brauchen.« Er hielt inne, grinste und fügte hinzu: »Nicht dass wir besonders viel zu bieten hätten für diesen Preis!«

»Klar. Ich heiße Francesco.«

»Gut. Ich fülle den Meldeschein aus – nur für den Fall, dass ihn jemand sehen will, haha. Francesco Di Gama, wenn's recht ist.«

Francesco dachte an die Warnung von Adriana. »Ist mir sehr recht.«

José öffnete eine Klappe neben der Theke und trat zu Francesco in den Gang. »Wir haben hier vier und im dritten Stock nochmals vier Zimmer. Sie gehen alle auf die Straße, je zwei sind noch frei. Toiletten und Duschen am Ende des Ganges.«

»Gibt es einen Unterschied – zwischen den Stockwerken meine ich?«

»Die Aussicht im dritten ist besser.« Er lachte. »Man sieht, was sie im Haus auf der anderen Seite der Straße treiben. Dafür steigen Sie eine Treppe mehr.«

»Dann den dritten, bitte.«

»Kommen Sie. Ich gebe Ihnen Nummer 5. Es ist das größte.«

Das Zimmer verströmte, wie das ganze Haus, eine schäbige Würde. Ehemals weiße, jetzt graue Vorhänge hingen schlaff über einem schmalen Fenster. Darunter standen ein Holztisch und ein Plastikstuhl. Ein Bett mit einem Eisengestell und einem Schemel als Nachttisch und ein kleiner Schrank vervollständigten die Einrichtung. An der Decke hing ein runder Pergamentschirm mit einer nackten Glühbirne.

Francesco blickte aus dem Fenster. Auf der anderen Straßenseite lag alles im Schatten. Unten schimmerte Licht aus einer Tappasbar. Er verstaute seine Kleider im Schrank. Adriana. Lachsbrötchen und Weißwein. Und der Ehemann ein Berufskollege und Universitätsprofessor!

Eine weitere Erinnerung tauchte aus den Tiefen seines Gedächtnisses auf. Er war Italiener, und er hatte herausgefunden, dass im späten Mittelalter in Italien ein Künstler gleichen Namens, Francesco Albani, geboren 1578 und gestorben 1660, gelebt und gearbeitet hatte. Seine Bilder waren in den Kirchen und Kathedralen aller großen Städte ausgestellt worden, und seine Lebensgeschichte war Francesco bald besser bekannt als seine eigene. In der Nationalbibliothek in Buenos Aires, in Antiquariaten und in Trödeläden hatte er allmählich alles zusammen getragen, was es an Wissenswertem über Francesco Albani gab.

Gerne stellte Francesco sich vor, er wäre dieser Maler; aber er begnügte sich wohl oder übel mit dem Gedanken, höchstens ein später Nachfahre des Meisters zu sein. Sein Werdegang war unspektakulär: Abitur, Rechtsstudium, Anwaltsexamen, fünf Jahre im Rechtsdienst des Kulturministeriums und danach bis vor kurzem dritter Botschaftssekretär in der italienischen Botschaft in Buenos Aires. Diese Stelle, die er während sechs Jahren klaglos, ja erfolgreich versehen hatte, hatte er vor ein paar Monaten gekündigt. Damit einher ging der Verlust des Diplomatensstatus. Normale Menschen verfielen nicht auf die Idee, eine solche Position aufzugeben. Aber zwei Ereignisse hatten ihm diesen Entscheid erleichtert: Das erste war der Hinweis eines Bekannten auf Pater Felix und dessen Tätigkeit. Zweitens hatte ihm ein Freund aus der Botschaft, Giovanni Patuzzo, beim Abschied einen Zettel in die Hand gedrückt. Darauf standen der Name Octavio Perez, eine Adresse in Madrid und eine Telefonnummer. Perez sei Journalist und kenne viele Leute, hatte Giovanni erklärt. Vielleicht kenne er diesen Pater Felix, oder er wisse, wo er zu finden sei, oder er kenne jemanden, der weiterhelfe.

Nach Jahren der Ungewissheit zeichnete sich hier für Francesco erstmals eine winzige Möglichkeit ab, an Informationen über das Schicksal seiner Angehörigen zu gelangen. Ohne zu zögern ließ er jetzt sein bürgerliches Leben, sein geordnetes Einkommen, alles was ihm wichtig war, hinter sich zurück.

(Vorabdruck des ersten Kapitels eines unveröffentlichten Romans)



Dominik Riedo

Der Karl Kraus der Schweiz

»Gewiss, ich achte die Kunst hoch,
[...] doch achtbarer, erhabener noch
ist mir der Menschen Leiden.«

Carl Albert Loosli

Gezeugt von einem Vater, den er sein ganzes Leben lang nie gesehen hat; 1877 unehelich geboren im Emmental; aufgewachsen bei einer Pflegemutter; mit elf Jahren verliert er beim Spielen das linke Auge; eine schwere Scharlacherkrankung verursacht einen bleibenden Gehörschaden; ab 1889 wird er im Waisenhaus Grandchamp untergebracht; später in der Besserungsanstalt Aarwangen; in der Zwangserziehungsanstalt Trachselwald; im Armenhaus Sumiswald; in der Irrenanstalt Münsingen; im Gefängnis Schloss Trachselwald; am Ende bis zum Erreichen der Volljährigkeit wiederum in der Zwangserziehungsanstalt Trachselwald; dazwischen liegen ein kurzer Besuch der Sekundarschule und des Gymnasiums sowie drei Versuche, eine Lehrstelle abzuschliessen; mit zwanzig folgen zwei weitere Versuche einer Lehre, ein Aufenthalt in Paris und eine Morphiumentziehungskur in der psychiatrischen Klinik Waldau; ab 1900 endlich findet er den Beruf, der ihm zuzagt: zuerst als Journalist, später als vehement die Geschehnisse

und den Verlauf der Geschichte kommentierender und teilweise gar in sie eingreifender Schriftsteller engagé.

Carl Albert Loosli hatte einen schweren Einstieg ins Leben. Viele Erleidnisse mochten einen andern wohl zum Verbrecher gemacht haben, zu einem Welt- und Daseinsverächter. Loosli aber zog aus diesen Erfahrungen, dem Miterleben der grausamen Verwahrungsbehandlungen in all den Erziehungs- und so genannten Besserungsanstalten den starken Willen, Menschen zu helfen, denen Unrecht angetan wird. Er setzt sich ab 1900 bis zu seinem Tod 1959 sechs Jahrzehnte lang mit Wort und Tat für Verdingkinder ein, für eine humanere Behandlung in Erziehungsanstalten bzw. Gefängnissen und für gerechtere Gesetze.

Allerdings belässt es Loosli nicht beim Kampf gegen diese auch selbst erlebten Ungerechtigkeiten. Aus dem erworbenen Gerechtigkeitstrieb heraus macht er sich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Artikeln und Büchern stark für eine Gleichstellung der Frauen oder für die stetige Erweiterung der Urheberrechte, er gründet den ersten Schriftstellerverband der Schweiz, entlarvt im ›Gotthelfhandel‹ eine germanistische Wissenschaft, die für ihn nur noch »kunstt tend« ist, nimmt im Berner Prozess um die so genannten Protokolle der Weisen von Zion von 1933-1935, der die Protokolle zur Schundliteratur erklärt, eine zentrale Rolle ein, verteidigt die absolute Neutralität der Schweiz und prangert immer wieder den Verlust von demokratischen Grundwerten an.

Selbst als Literat im engeren Sinn setzt er sich ein für die ›Underdogs‹ der Gattungen: Loosli erhebt Anfang des 20. Jahrhunderts die verpönte Mundart zur Kunstgattung, indem er ihr Gedichte in seinem Emmentaler Idiom entlockt, die nichts von Heimatbiederkeit an sich haben. Später mag er ebenso wenig akzeptieren, dass die Kriminalerz hlung im deutschen Kulturraum aus snobistischen Gründen lange geringgeschätzt wird: Er verfasst mehrere Kriminalerz hlungen und einen Roman, *Die Schattmattbauern*, die signalgebend wirken.

Doch Looslis Einfluss auf die Geistesgeschichte der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geht noch weiter: Unter Ferdinand Hodler ist er Sekretär der Gesellschaft der Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten; eine Zeit lang arbeitet er als Redaktor der *Schweizer Kunst*; er baut ein Hodler-Archiv auf; kehrt mit Carl Spitteler, Jonas Fränkel, Joseph Victor Widmann, Peter Surava usw. usf. Und immer gemäss seinem Motto: »Ich

schweige nicht!« entsteht genau recherchierte und glänzend formulierte polemische Schrift auf Schrift auf Schrift...

Dieser ganze Kosmos ›Loosli‹ schief bis vor Kurzem mehr oder minder vor sich hin. Ausser den Mundartwerken war lange Zeit selten etwas von ihm lieferbar. Jetzt aber, seit einigen Jahren und knapp fünf Jahrzehnte nach seinem Tod, hat sich der Zürcher Rotpunktverlag ganz seiner angenommen: Neben einer von Erwin Marti in mehreren Teilen erscheinenden Biographie und einigen Einzelbänden zu Spezialgebieten erarbeiteten die beiden Herausgeber Fredi Lerch und Erwin Marti im Umfeld einer 2001 gegründeten Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft eine Werkausgabe in sieben Bänden, die es in sich hat. Zum ersten Mal überhaupt sind sie unter anderem den ganzen überlieferten Nachlass in Bern durchgegangen, haben zusätzliche Dokumente aufgetrieben, haben Zugang gehabt zum vorher gesperrten Hodler-Archiv von Loosli und konnten dadurch in den Jahren 2006-2009 diesen »unliterarischsten aller Schweizer Schriftsteller« (Loosli über sich selbst) in seiner ganzen Wirkungsbreite in einer sauber edierten Ausgabe präsentieren.

Dabei haben sich Lerch und Marti für einen für Loosli einleuchtenden Zugang entschieden: Statt alles chronologisch darbie ten zu wollen, haben sie das Schaffen und Wirken Looslis in Tätigkeitsgebiete aufgeteilt. So findet man in der Werkausgabe seine Schriften auf den über 3600 Seiten in thematischen Gruppen gebündelt vor, was einem erlaubt, auch mal nur etwas zu einem einzigen Thema zu lesen. Der dadurch entstehende Nachteil, dass zusammengehörende Texte, die aber mehrere Themen behandeln, teilweise auseinandergerissen werden, wird durch ein exaktes Verweissystem innerhalb der sieben Bände wettgemacht. Der zusätzliche Vorteil der Methode jedoch ist zweifellos, dass die Herausgeber zu jedem Thema informative, abgewogene Einleitungen bieten, die alle Texte in ihre Zeit und den Wirkungskreis einbetten. Dazu umgeben sie die einzelnen Texte teilweise mit Dokumentationen, etwa Zeitungsartikeln über Loosli u. Ä. Abgerundet wird jeder Band mit einem jeweils angepassten Personenverzeichnis.

Als kleinen Mangel mag man empfinden, dass es kein Gesamtregister gibt. Etwas gravierender jedoch ist der Umstand, dass die Auswahlkriterien nicht völlig transparent sind: Die Herausgeber sagen zwar, wann sie etwas weggelassen haben, sie weisen sogar auf weitere Texte hin, die noch in den Archiven lagern; warum

man die ausgewählten Texte genommen hat und andere nicht, wird aber vor allem beim unveröffentlichten Material – das man schwerlich vergleichen kann – nicht immer evident.

Fazit: Obwohl das Ganze keine historisch-kritische Ausgabe ist und auch nicht sein will, kann sie von nun an als solide Zitierausgabe dienen. Dazu legt sie den Grundstein für eine Loosli-Rezeption, die einer Schweiz guttun würde, die auch heute viele der von Loosli angeprangerten Missstände weiterhin nicht behoben hat.

Carl Albert Loosli: Werkausgabe in 7 Bänden. Herausgegeben von Fredi Lerch und Erwin Marti. Rotpunktverlag 2006–2009